

Blätter

für

Scherz und Ernst.

Düsseldorf, Montag den 29. Juni 1829.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

Pro. 26.

Lord Byron's Freund, oder die Opfer des Vorurtheils.

In geringer Entfernung von Reggio lebte im Jahr 1822 eine Mutter, die noch schön war, mit einem jungen Mädchen, das sie ihre Tochter nannte, und deren Gesicht bezaubernd reizvoll und lieblich war, in größter Dürftigkeit. Das sonderbare Benehmen dieser Frauenzimmer, die wenigen Rücksichten, die sie gegen Andere beobachteten, und selbst ihre Kleidung machten die Neugierde ihrer Nachbarn rege und bewogen sie zu manchem Korrschütteln. Schwarze Tuuifa's, die bis ans Kinn hinaufreichten, mit langen Ärmeln, und schwarze Schleier, welche über lange Locken herabfielen, waren zwar eine Tracht, die körperlichen Reizen nicht sehr günstig ist, aber sie trugen doch dazu bei, den Adel ihrer Gesichtszüge und ihrer Körperformen hervorzuheben. Bei der Jüngsten ward der Glanz der Schönheit noch durch den Ausdruck der höchsten Züchtigkeit und weiblichen Schaam erhöht. Die Ältere nannte sich Keina, die Jüngere Teresina. Ihre von Allem entblößte Wohnung enthielt nichts Bemerkenswerthes weiter, als eine Art von Altar, welchen ein großer seidener Vorhang sorgfältig verberg; es war ein Gefäß mit Weihwasser, vor dem einige Blätterkronen und ein großes Kreuzifix aufgestellt waren. Da man sich von dem Armen lieber entfernt, als in seine Geheimnisse zu dringen sucht, weil die Bekanntschaft mit denselben einige Opfer erheischen möchte, so verlautete auch von denen, welche Keina und Teresina betrafen, Nichts; indeß blieben sie doch nicht gegen Uebelwollen und Bosheit gesichert, und da man nichts Bestimmtes wußte, so erschöpfte man sich in ungünstigen Verdachtsgründen. Ich wiederhole es: Keina war noch schön, und Teresina zum Entzücken. Da sie Niemand bei sich sahen, konnte man ihre Sitten nicht angreifen. Aber Keina und ihre junge Freundin erschienen nicht in der Kirche von Casa-Alto *), und man sagte von ihnen: „sie haben weder einen Glauben, noch einen Gott.“ Beim Schimmer der Morgenröthe und oft

auch des Abends, wenn es schon dunkelte, ging Keina mit ihrer jungen Gefährtin, einige Lebensmittel und Blumen tragend, nach dem Altare der Einsiedelei der „Jungfrau der Felsen“, und ihre frommen Hände schmückten ihn mit ihren Blüten; da sie aber auch heilende Kräuter sammelten, die in allerlei Schmerzen erprobt waren, so sagte das Volk von ihnen: sono streghe *). Allmählig fand dies Gerücht Eingang und die Umgebungen von Keina's und Teresina's Wohnung wurden muthwillig verwüstet und zur Einöde gemacht. Teresina wärtete und pflegte, um die langen Stunden ihrer einsam verfließenden Jugendzeit auszufüllen, ihren kleinen Garten. Eines Abends, es war im April 1822, stürzte Teresina in die Hütte; in ihren sonst so sanften, so resignirten Gesichtszügen sprach sich der lebhafteste Unwille aus, und indem sie die Stengel der Pflanzen, deren Blumen man abgerissen hatte, auf den Boden warf, rief sie aus: „Hier stehst Du, meine Geliebte, einen neuen Beweis davon, daß kein Winkel der Erde gegen einen Fluch schützt. Sieh, wie man das einzige Gut, das einzige Besitzthum zweier Frauen achtet, die ohne Stütze in der Welt da stehen! Ach! und ich weine nicht bloß um die Freude an den Blumen, welche schändliche Bosheit mir geraubt hat — nicht bloß darum, daß man sie abpflückte und ringsum verstreute — Keina, arme Freundin, die Frucht- und Feigen-Bäume, die Weinreben, die Granatbäume — Alles ist zerstört, Alles unter den Hieben der Bedränger der schutzlosen Armen gefallen! — Ach! Keina, nur weil Du Dich darüber betrüben wirst, murren meine Lippen! So macht es also dem Himmel Vergnügen, sich an den Qualen des Unschuldigen zu weiden und die Verbrechen der Väter an den Kindern ihrer Kinder zu rächen?“ — Erschöpft durch ihre heftige Gemüthsbewegung, sank Teresina vor dem Altar auf die Kniee nieder und Keina wollte eben ihr Gebet mit dem ihrigen vereinigen, als eine männliche Gestalt auf der Thürschwelle erschien. Ueber rascht erhoben sie sich zu gleicher Zeit. Ein Schrei

*) Ein Flecken nahe bei Reggio, am Ufer des Meers.

*) Es sind Zauberinnen. Das Volk ist in Italien noch im höchsten Grad abergläubisch.

entfuhr dem Fremden, der ihre Einsamkeit gestört hatte; und er heftete seine Blicke schweigend auf Teresina, welche zuerst sich faßte und sprach: „Wenn eitle Neugierde Euch in dies Asyl der Thränen führte, so eilt vorüber, ohne länger zu verweilen; denn Eure Blicke würden diesen Raum entweihen. Habt Ihr Euch am Gestade verirrt und sucht Ihr einen Führer, so laßt Reina Euch nach Reggio geleiten; aber wenn Ihr unglücklich seyd und Hülfe und Trost hier sucht, so können wir nur Euren Kummer theilen; denn weiter ist uns Nichts gegönnt. Noch in dieser Nacht beraubten uns schändliche Bösewichter der Freude, dem erschöpften Wanderer, dem hinfälligen Alter oder der verlassenen Kindheit wohlthuende Früchte oder nährnde Milch zu reichen. Thränen und Hunger, das ist das Einzige, was die Menschen uns übrig lassen.“ — Während Teresina dies sprach, hatte sie sich der Thür genähert, und der Fremde sagte zu ihr: „Verhüt es sich so, daß das Geschick die zartesten weiblichen Wesen so unsanft berührt hat, so halte ich den Tag für den schönsten meines Lebens, wo es mir vergönnt war, sein Versehen wieder gut zu machen, und Alles für Euch zu thun, was das lebhafteste Interesse, was Eifer und Beharrlichkeit nur einflößen können. Sagt mir nicht, wer Ihr seyd; denn sehe ich in Euch nicht das Vollkommenste, was die Erde schuf? aber wohl, daß Ihr mir erlanbt, Euch aus einem Zustande zu reizen, der so wenig für Euch passend ist.“ — „Eure Absicht ist die eines wohlwollenden Gemüths, und wir fühlen dies tief“ — sagte Teresina; — „aber unsere Bestimmung ist unwiderruflich. Wir müssen in der Dunkelheit leben. Ach! wenn nur wenigstens Ruhe der Preis für unsere Entfagung alles Dessen, was die Glücklichen auf Erden umgibt, wäre! Aber das Uebelwollen wacht und Schrecken und Angst bezeichnen unsere traurigen Tage. Entfernt Euch edler Fremdling; Ihr seht es, Trauer, Verwüstung umringen uns — entfernt Euch! Unser Unglück ist ansteckend, ach! viel leicht —“ — Hier machten die beiden Frauen eine Bewegung, als wenn sie sich tiefer zurückziehen wollten; aber der Fremde rief aus: „Nein, beim Himmel! die Theilnahme, die ich für Euch empfinde, soll sich nicht auf nutzlose Anerbietungen beschränken, und ich werde Euch dienen, und wenn ihr selbst nicht darcin willigen woltet.“ — „Hütet Euch davor!“ — antwortete Reina, die bis dahin ein tiefes Schweigen beobachtet hatte — „wer Ihr auch seyn mögt, hütet Euch, in unser Geschick Euch zu verflechten! Viele Tage, Monate, Jahre selbst verstrichen; aber weder Tage, noch Monden, noch selbst Jahrhunderte vermögen die Schmach eines besleckten Namens zu tilgen. Sie lastet auf dem Unschuldigen, den die Welt ihre Verachtung süßlen läßt. Nur die Ewigkeit entschädigt ihn dafür, sie erwartet uns. Was kümmern den Menschen wohl die Qualen viel, die er auf der Ueberfahrt zu überstehen hatte, wenn er weiß, daß er einem sichern Hasen zueilt? —“

Hiermit nahm Reina Teresina bei der Hand und verschwand mit ihr hinter den Bäumen, welche

ihre wilde Wohnung umgaben. „O Byron! wach' ein Stoff wäre dies für Deinen Malerpinsel!“ — Dieser Fremde war Shelley, ein englischer Dichter und Freund des Lords Byron, den er in Italien aufgesucht hatte. Shelley wußte noch nichts davon, in welchen Beziehungen diese beiden Frauenzimmer, die er so geeignet glaubte, die poetische Gluth des Verfassers des Eilde Harald zu entflammen, mit seinen eigenen di. hterischen Eingebungen standen, und wie sonderbar ihn das Schicksal in diesem Augenblick überraschen wolte. — Shelley war ein geachteter Dichter; aber eine zügellose Einbildungskraft und ein leidenschaftsvolles Gemüth verbreiteten über die Mehrzahl seiner Werke so düstere und so bizarre Farben, daß sie daraus unförmliche Gebilde, beinahe wahre Ungeheuer schufen. Ein solches ist sein Trauerspiel: die Cenci*) Dem Tone zufolge, welchen Reina angenommen hatte, befürchtete Shelley, daß sie Willens seyn möchten, ihren Zufluchtsort zu verlassen, und entfernte sich deshalb, jedoch so weit, daß er die Hütte und ihre beiden Bewohnerinnen beobachten konnte. Kaum hatte er sich verborgen, als sie wieder erschienen, von einem ehrwürdigen Greise begleitet. Reina sprach mit vieler Hestigkeit und in einem begeisterten Tone; Teresina ging einige Schritte voran, mit niedergeschlagenen Augen und still weinend.

Sobald sie in die Hütte getreten waren, näherte sich Shelley derselben und glaubte Schluchzen zu hören. Er hob sich auf den Zehenspitzen, spähte durch das Laub und sah zwei Frauengestalten auf den Knien liegen: Reina, die einen Aschenkrug hielt, und Teresina, welche die Augen auf ein weibliches Bildniß geheftet hatte, das die wunderlieblichen Züge eines jungen Mädchens im Glanz einer solchen Schönheit darstellte, daß man sich kaum davon einen Begriff machen konnte. Dies Bildniß war nicht das Portrait Teresina's sondern vielmehr das Reina's in einem Alter von zwölf bis 14 Jahren. „O Beatrix! o theure Verbrecherin!“ — rief Reina aus, die thränenschweren Augen auf dies Bildniß geheftet und die Urne convulsivisch an den Busen drückend — „haben unsre Gebete Deine Qualen gemildert? Sind unsere langen Büssungen eines Verbrehens, welches wir nicht begingen, zu dem Throne der ewigen Barmherzigkeit hinaufgestiegen? Ist unsere so schmerzliche und schreckliche Pilgerschaft ihrem Ende nah? Oder sollen wir die Beute neuer Ungerechtigkeiten werden?“

Der alte Einsiedler ergriff das Gemälde, wickelte es ein und lud, nachdem er eine kurze Ermahnung gesprochen hatte die beide Frauenspersonen ein, am folgenden Tage nach seiner Einsiedelei zu kommen, wo er sie, wie er ihnen versicherte, nach der Levan-

*) Beatrix Cenci, eine junge Römerin, die von ihrem eigenen Vater entehrt wurde und sich durch einen Watermord rächte, wofür sie in dem zartesten Alter die schreckliche Todesstrafe erlitt. Beatrix Cenci war das schönste Mädchen ihres Jahrhunderts, und ihre Züge hatten einen so bezaubernden Ausdruck, daß die Henker, bei ihrem Anblick von Bewunderung ergriffen, die Mordwerkzeuge fallen ließen.

te einschiffen lassen wolle. Sie zeigten ihm eine gänzliche Ergebung in seinen Willen, der Einsiedler ging fort und die beiden Unglücklichen begleiteten ihn mit ihren Wünschen. Sogleich trat Shelley hervor, hemmte die Schritte des Greises, führte ihn zurück, indem er sich zu erkennen gab, und bat ihn, seine Büßenden dahin zu bewegen, daß sie die Hand eines Freundes nicht zurückstoßen möchten. — „Ich kenne sie, ehrwürdiger Vater“ — sprach Shelley — „es ist das Bildniß der Beatrice Cenci, welches ich sah. Ach! ich feierte ihr Unglück! Ich habe das Verbrechen ihres Vaters geschildert!“ — „Und zugleich das ibrige!“ — erwiderte der Greis. — „Beatrice Cenci erlitt eine gerechte Strafe. O! Ihr wißt nicht, welches schreckliche Erbtheil von Verachtung sie ihrer Familie hinterlassen hat! Keina war aus Beatrice's Geschlecht entsprossen, und von Generation zu Generation verfolgt durch Schmach, Unglück und Entsetzen die Frauen dieses von Gott verfluchten Stammes. Fremdling, ihr könnt Nichts für sie thun; selbst heilige Zufluchtsörter würden sie nur ungern aufnehmen. Isulirt und verzweiflungsvoll in der Welt umherzuirren, ist das Loos zu welchem die Verwandtinnen der Vatermörderin verdammt sind.“ Shelley war zu welterfahren, als daß er den Versuch hätte machen sollen, ein so eingewurzeltes Vorurtheil bekämpfen zu wollen; da er indeß fest entschlossen war, das Schicksal dieser beiden Unglücklichen zu lindern, so nahm er nur dem guten Einsiedler das Versprochen ab, sie zu bestimmen, daß sie das Land nicht eher verlassen wollten, als bis er sie wieder gesehen habe. Er unterstützte seine Bitte durch ein Geschenk zur Unterhaltung der Einsiedelei, und der gute Vater versprach das Gewünschte, indem er die großmüthige Hand des wohlthätigen Fremdlings segnete. „Prophero la Madonna per lei e gli suoi!“ — sprach der Einsiedler, und dieser einfache Ausdruck im Munde eines achtzigjährigen Greises, sein Ton und die obwaltenden Umstände wirkten so mächtig auf Shelley, daß er sich zu einem gewissen Enthusiasmus, kräftig zu handeln, angeregt fühlte. Er begab sich alsbald nach Reggio, beschäftigte sich sogleich damit, das Schicksal der Personen, denen er einen Dienst leisten wollte, fest zu stellen, benachrichtigte den guten Einsiedler, daß er sich zu ihnen begeben werde, und bat ihn, Keina und ihre junge Freundin davon in Kenntniß zu setzen. Folgende Zeilen schloß er an sie bei:

„Keina und Teresina, Euer Unglück soll seine Endschafft erreichen. Euer alter Freund wird Euch mit der Reinheit meiner Absichten bekannt gemacht haben — er wird sie verbürgen. Vertraut mir Euer Geschick an. Als ein Freund des Lords Byron (ein berühmter Name, der sicher bis zu Euch gedrungen ist), biete ich Euch diesen Namen als Gewährleistung an. Fliehet das Land, das Euch verstößt, und genießt unter einem freien und reinen Himmel eines ruhigen Lebens und einer brüderlichen Freundschaft, deren lebhaftestes

*) Ich werde zu der Madonna für Euch und die Ebrigen beten.

Bedürfniß Euer beiderseitiges Glück ist. In wenig Stunden bin ich bei Euch, um mich nicht mehr von Euch zu trennen.

Shelley,
Freund des Lords Byron.“

Der Einsiedler hatte sich seiner Gewalt als Gewissensrath bedient, um die beiden Abkömmlinge der Beatrice zu bewegen, ein Vaterland zu verlassen, welches sie zurückstieß. „E dotto, è savio, ed amico di quel bel genio, amico di Lord Byron,“ sagte der gute Alte. Keina antwortete: „Die Schmach wird uns nicht mehr verfolgen,“ und Teresina sprach, mehr sanft als bewegt, mehr zärtlich als stolz: „Er ist gut, er ist weise; was verschlägt mich sein Freund? Durch ihn werde ich das Leben wieder lieb gewinnen, nur durch ihn!“

Einige Tage verstrichen für Keina und Teresina peinlicher Erwartung. Endlich langte die Botschaft von Shelley's bestimmter Zurückkunft an; sie sollte am 8. August 1823 statt finden. Er schrieb nur diese Zeilen: „Ich komme, Euch ganz anzugehören. Erwartet mich.“ Der Tag war kaum angebrochen, und Teresina und Keina saßen am Gestade. Sie schienen die Wogen zu zählen und diejenigen der Säumniß anzuklagen, welche ihnen nur das einförmige Getöse des Meeres zuführten. Wehe ihnen! bald sollte das arglistige Element für ihre Klagen sie züchtigen. „Keina!“ — sprach Teresina mit unwillkürlichem Schauder — „theure Keina, siehst Du nicht da unten einen Gegenstand, welcher nicht mehr mit den Wellen kämpft, sondern unbeweglich der Richtung derselben nach der Küste folgt? Theure Keina, heute wollte unser Freund, der edelmüthige Shelley, sich einschiffen, und der Donner rollte und die Winde waren entfesselt! O Keina, Keina! wenn unser Geschick dem Beschützer der verfluchten Familie Unglück zugewandt hätte!“ — Keina blickte hin; der Gegenstand kam näher; sie schauderte, sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen. Eine Woge trug ihn ans Land und legte ihn zu Teresina's Füßen hin: es war der Leichnam des unglücklichen Shelley. Teresina fiel ohnmächtig nieder.

Die Bewohner der Gegend eilten mit dem alten Einsiedler herbei, um den Schiffbrüchigen beizustehen. Keina, deren lauges Haar im Winde flatterte, und deren wilder Blick den Himmel wegen eines unverdienten Unglücks anzuklagen schien, glich in ihren Augen einer Delphischen Priesterin, welche die Kinder der Menschen verflucht und ihnen eine schreckliche Zukunft vorher sagt. „Du hast es gewagt, uns rein zu sprechen!“ — rief sie aus, als sie den Einsiedler erblickte — „Dein Mund hat uns für schuldlos erklärt und wir sind es; aber die Vorurtheile und der Himmel verfolgen uns. Du siehst es, er tödtet selbst Diejenigen, welche es wagen, dem Schicksale der beiden Verfluchten Theilnahme zu beweisen. Ehrwürdiger Vater, wache über die Unglückliche, die ich Dir zurück lasse. Ich gehe, für meine Person mindestens der göttlichen Rache zu genügen.“ — Kaum hatte sie diese Worte

gesprochen, als man sie in die Fluthen springen und verschwinden sah. An Rettung war nicht zu denken, und man fand sogar Keina's Leichnam nicht. Der Hütle des unglücklichen Shelley ward ein anständiges Leichenbegängniß, und als Theresina einen Monat lang ihre Kräfte unter Leiden und Thränen aufgezehrt hatte, verschied sie, nachdem sie leise die Namen Keina und Shelley geflüstert hatte. Das schöne Bildniß der Beatrix Cenci schenkte der Einsiedler dem Großneffen Salvatore Rosa's zu Bologna. Es schmückt gegenwärtig die Gallerie des Pallastes Bentivoglio.

Doctor Granville's Reise nach St Petersburg. (Schluß)

Es mögen hier einige Bemerkungen über die Zusammenkunft unsers Reisenden mit dem Großfürsten Constantin zu Warschau stehen. Die Präsentation fand auf dem großen Plage statt, wo die Parade abgehalten wird.

„Als der Großfürst den General Fanshawe, der unsere Gesellschaft eben verlassen hatte, um sich zu Seiner Kaiserl. Hoheit zu begeben, welcher von seinem Generalstab umringt wurde, meinen Namen nennen hörte, kam er rasch auf mich zu. Er lud mich zuvörderst ein, mich zu bedecken, und richtete dann eine Menge Fragen über verschiedene hohe Personen an mich, die er in England gesehen hatte, und über den Zweck meiner Reise nach dem Festlande. Er fragte mich auch, ob sich der Kaiser und die Kaiserin Mutter wohl befunden, als ich Petersburg verlassen hätte, und auf meine bejahende Antwort rief er aus: „Gott sei gelobt!“ Hierauf wandte er sich nach dem General Fanshawe um und erinnerte ihn, nicht zu vergessen, mir das Militärhospital zu zeigen, wobei er hinzufügte: „ich möchte wohl seine Meinung über dasselbe wissen.“ — Obgleich der Großfürst von mehr als mittler Größe ist, so erreicht er hinsichtlich seines Wuchses doch seine beiden Brüder nicht. Er hat eine etwas gekrümmte Haltung, ist sehr stark, aber in seinem ganzen Wesen liegt demungeachtet viel Militärisches. Er trug eine grüne, knapp anschließende Uniform und einen dreieckigen Hut, der vorn beinahe viereckig und auf ein Ohr gerückt war. (Der Kaiser Nikolaus trägt den Kopf auf gleiche Weise bedeckt.) Wir Beiden, mein junger Reisegefährte und ich, erstaunten über die ungewöhliche Aehnlichkeit des Großfürsten Constantin mit einem Portrait des Kaisers Paul, das wir häufig in dem Pallaste zu St. Petersburg gesehen hatten. Er pflegt die Hände stark zu reiben, wenn ihm Etwas gefällt, und gab diesen Beweis von Zufriedenheit mehreren Offizieren und einigen Regimentern, als sie in Parade vor ihm vorbei defilirten. Der Großfürst wird sehr von seinen Offizieren und Soldaten geliebt, abgleich er Verbrechen oder Dienstvergehen sehr hart bestraft; indeß unterläßt er auch nicht, das Verdienst zu belohnen. Er selbst beobachtet die Disciplin sehr genau, wohnt regelmäßig der Parade bei, kommandirt die Manöuvres der Truppen, steht früh um fünf Uhr

auf, arbeitet mit einem Sekretär bis acht Uhr, frühstückt zu gleicher Zeit und empfängt bis um neun Uhr die dienstthuenden Offiziere und die Rapports des Tags. Nach der Parade arbeitet er bis um zwei Uhr mit dem Baron von Mohrenheim, dem Chef der Kanzlei. Hierauf setzt er sich zu Pferde oder fährt im Wagen bis um drei Uhr spazieren, wo er zurückkehrt, um mit seiner Familie zu Mittag zu speisen. Selten gibt er Feste oder große Gastmähler, und bloß bei großen Gelegenheiten. Um fünf Uhr zieht er sich nach seinen Privatgemächern zurück, geht den Abend ins Schauspiel oder sieht eine gewählte Gesellschaft bei sich, und legt sich um zehn Uhr nieder. Diese geregelte und thätige Lebensweise setzt ihn in den Stand, eine große Menge Geschäfte abzumachen; aber er beschränkt sich lediglich auf die Militärverwaltung. Alles, was die Civil-Regierung anbetrifft, befindet sich aus einem sehr anerkennungswerthen Zartgefühl und in Folge einer sehr weisen Entschließung des Monarchen, in den Händen polnischer Beamten.

„Der Großfürst Constantin bewohnt gewöhnlich ein Lustschloß, welches das Belvedere genannt wird, und hier lebt er in der glücklichsten ehelichen Verbindung mit Johanna Grazynska, Fürstin von Lowicz, die er im Jahre 1820 zur Gefährtin seines Lebens wählte, nachdem seine Ehe mit einer Prinzessin aus dem Hause Sachsen-Koburg aufgelöst worden war. Die zarte Keigung, welche er seiner neuen Gemahlin weihete, hat Nichts von ihrer ersten Innigkeit verloren, und diese Dame, die eben so schön, als liebenswürdig ist, soll, wie man sagt, einen sehr wohlthätigen Einfluß auf das Gemüth des Großfürsten ausüben. Beide leben im freundschaftlichsten Umgange mit den angesehensten Familien der Hauptstadt, und über die Vorzüge dieser liebenswürdigen Fürstin herrscht nur Eine Stimme. Der Großfürst ist ein großer Kinderfreund und liebt seine Kinder zärtlich. Die Uneigennützigkeit, mit welcher der Großfürst Constantin allen seinen Rechten auf den Thron seiner Väter entsagte, hat ihn dem polnischen Volke noch theurer gemacht. „Kein Obergeneral“ — sagte uns der General Fanshawe — „könnte von der Armee dieses Landes mehr geliebt werden; auch beweist er ihr die größte Zuneigung. Er kennt die meisten Soldaten namentlich und weiß die Lebensgeschichte fast aller Veteranen der Garde zu erzählen.“

Die Londoner Literary Gazette erzählt folgende Anekdote: „Ein Freund von uns (kein sehr höflicher, thut uns leid zu sagen) sperrete nebst einem andern Dandy den Spazierweg im Park zu Brüssel, als Jemand im schlichten blauen Rock zwischen beiden durchging, und ihr Gespräch unterbrach. Unser Freund sagte halblaut: D—n that fellow, hes no Gentleman! (Der verdammte Kerl! er ist gewiß kein Gentleman!) worauf der Fremde sich umwandte, dem Hut abnahm, sich verbogte und sehr artig sagte: „Gentleman, I am the King!“ (Meine Herren! ich bin der König!)